

Interview mit Dr. Markus Schleich bezüglich des 70-jährigen Bestehens der Komparatistik an der Universität des Saarlandes

Julia: Lieber Herr Schleich, im Rahmen des 70-jährigen Bestehens der Komparatistik an der Universität des Saarlandes möchte ich Sie, als Alumnus, gerne interviewen. Zunächst einmal, erzählen Sie doch gerne etwas über Ihren Werdegang, wie Sie überhaupt auf die Idee gekommen sind, das Fach Komparatistik zu studieren.

Schleich: Wie die meisten jungen Leute wollte ich nach der Schule studieren. Dann hat sich mir die Frage gestellt, was studieren? „Du liest gerne“, dachte ich mir. Meine Mutter sagte zu mir: „studier‘ Germanistik“. Jedoch war das einfach nicht das Richtige für mich. Also was tun, wenn nicht Germanistik studieren? Im Nachhinein hätte ich vielleicht besser Medienwissenschaft studiert. Jedenfalls wurde es am Ende Komparatistik im Saarland. Dass im Saarland die Komparatistik auf Literatur basiert, war für mich insofern kein Problem, dass die ansässige Komparatistik sowieso auch damals schon weit vorne war mit Intermedialität.

Julia: Wie hat Ihnen das Saarland dann gefallen? Sie sind ja schließlich gebürtig aus Niedersachsen.

Schleich: Nachdem ich angekommen war, hatte ich schnell das Bestreben, das Saarland wieder zu verlassen, man ist hier immer Zugezogener.

Julia: Und wie fanden Sie das Studium?

Schleich: Das Studium fand‘ ich cool. Ganz besonders denke ich da an Dr. Claudia Schmitt. Ich habe noch nie so viel gelernt wie bei ihr. Mein Studium im Saarland habe ich schon sehr genossen.

Julia: Und wie ging es dann weiter?

Schleich: Erst einmal war ich nach zwei Jahren mit Erasmus in Athen. Ich hatte mir vorgenommen, danach das Saarland zu verlassen. Aber ich kam zurück und bekam einen Hiwi-Job angeboten, also bin ich doch erst mal geblieben. Dann folgte ein halbes Jahr Australien, das war damals Pflicht wegen meines Anglistikstudiums. Danach dachte ich mir: „Jetzt gehst du aber wirklich“. Als ich davon nach Hause kam, bekam ich wieder einen Job angeboten. Also bin ich wieder geblieben. Dann bin ich ein Jahr nach Paris, wieder die gleiche Geschichte, wieder ein Jobangebot.

Julia: Und wie kam es, dass Sie Dozent geworden sind?

Schleich: Also der Gedanke als Dozent zu arbeiten kam bei mir schon relativ früh. Aber damals gab es keine Jobs für Doktoranden. Das hat sich heute zum Glück geändert. Damals gab es eine Stelle in Saarbrücken mit sehr vielen BewerberInnen. Das war etwas unschön, es hatten sich auch Freunde und Freundinnen von mir auf die Stelle beworben. Ich habe die Stelle dann am Ende tatsächlich bekommen.

Julia: Nachdem Sie mit Ihrer Dissertation, auf die wir nachher noch zu sprechen kommen, fertig waren, sind Sie nicht mehr im Saarland geblieben. Wie ging es dann weiter?

Schleich: Nein, ich war dann gleichzeitig in Kassel an der Uni und in Eichstätt.

Julia: Eichstätt?

Schleich: Man kennt es so nicht, ich musste es damals auch erst einmal googeln. Ein Ort in Bayern. Das war eine recht anstrengende Zeit. Ich hatte damals noch meinen Wohnsitz in Saarbrücken, eine gemeinsame Wohnung mit meiner Freundin. Das waren sowohl von Kassel als auch von Eichstätt aus lange Zugfahrten. Von Eichstätt geht der Zug acht Stunden lang und man muss fünf Mal umsteigen.

Julia: Das klingt in der Tat ziemlich anstrengend.

Schleich: Ja, das war eine schwere Zeit. Man ist nirgendwo ‚richtig‘. Und die akademischen Gehälter sind nicht übermäßig üppig. Man muss jede Zugfahrt und jede Hotelübernachtung exakt vorausplanen, damit das finanziell passt. Dabei will ich gar nicht sagen, dass es daran nicht auch schöne Seiten gab. In Eichstätt zum Beispiel hatte ich eine tolle Chefin, Isabelle Stauffer. Sie war sehr fair.

Julia: Heute sind Sie jedenfalls gar nicht mehr in Deutschland angesiedelt, Sie sind jetzt in Belfast. Wie kam es dazu?

Schleich: Ein Freund von mir hatte in Belfast eine Stelle ausgeschrieben für drei Jahre. Ich hatte mich beworben und die Stelle gekriegt. Es gefällt mir hier auch sehr gut. Die Sonne scheint nicht so oft wie in Saarbrücken, aber damit kann ich leben.

Julia: Das ist erfreulich. Würden Sie sagen, dass viele Ihrer ehemaligen KommilitonInnen diesen Weg gegangen sind? Wie schätzen Sie den Arbeitsmarkt für KomparatistInnen generell ein?

Schleich: Zur ersten Frage: Nein, es will meistens nur ein kleiner Prozentsatz die akademische Laufbahn verfolgen. Die meisten machen eher was anderes. Und damit zur zweiten Frage, klar, das ist schon schwierig. Niemand stellt einen ein, weil man weiß, was „heterodiegetisch“ bedeutet. Man ist eben TextexpertIn als KomparatistIn. Aber das sind JournalistInnen auch. Und GermanistInnen. Ich würde sagen, dass eine gewisse Leidenschaft und Durchsetzungsvermögen wichtig sind, sonst wird's schwierig.

Julia: Da wir gerade von Leidenschaft und Interesse sprechen. In Ihrer Doktorarbeit widmen Sie sich literaturwissenschaftlich der auditiven Ebene von Populärmusik, was, wie Sie selbst in Ihrer Arbeit sagen, in der Komparatistik recht selten vorkommt. Die Idee, so schreiben Sie weiter, hatten Sie schon länger davor gehabt. Wie sind Sie darauf gekommen?

Schleich: Viele analysieren Filme ohne Hemmungen. Oder Kunst. Zum Beispiel im Museum. Man betrachtet einen Picasso und sagt sowas wie: „Die Nase sitzt komisch“. Allgemein gibt es in der Gesellschaft einen starken Fokus auf das Sehen. Das hat auch etwas mit der Aufklärung zu tun mit dem Aufkommen des Lichts. Nach einem klassischen Konzert sagt niemand: „Ich finde, Beethoven ist mit dem Klavier noch nie richtig umgegangen“. Oder auch bei moderneren Songs hört man niemanden sagen: „Die Texte passen nicht zur Gitarre“. Leute treffen Aussagen über visuelle Medien mit Leichtigkeit, aber sie trauen ihren Ohren nicht.

Julia: Das ist eine interessante Beobachtung, wie ich finde. Und spontan würde ich ihr zustimmen.

Schleich: Ähnlich verhält es sich, wenn Leute Wein bestellen. Leute sagen, dass der Wein gut sei, meistens, weil er teuer ist. Die anderen mögen den Wein dann wiederum gar nicht, aber niemand kann genau sagen, ob das nun guter Wein ist. Es gibt da, wie in der Musik, eine große Diffusion, was Qualität ausmacht. Wobei ich gerade in Bezug auf Musik diese Kategorien so auch gar nicht anwenden wollen würde. Es gibt einfach Hemmschwellen bei der Musik. An die Lyrics traut man sich ran, ja. Aber an den Klang, nein.

Julia: Und daraufhin haben Sie sich gedacht, dass Sie darüber schreiben wollen?

Schleich: Das war eben auch eine Marktlücke, nach meinem Gefühl. Es gibt kein einschlägiges Werk, wie man intertextuelle und intermediale Potentiale von Popmusik nutzt und offenlegt.

Julia: Da sprechen Sie etwas an, worüber ich mich gewundert hatte. Warum gerade Popmusik?

Schleich: Klassische Musik hat schon einen gewissen Stellenwert, den Popmusik nicht hat. Popmusik macht Spaß und sie ist, ehrlich gesagt, auch kürzer. Klar, die Stoffe Ikarus, Jesus und Faust gibt es auch in der klassischen Musik. Aber die erschien mir auch zu etabliert.

Julia: Können Sie den Gedanken noch etwas weiter ausführen?

Schleich: Wissenschaft ist dann spannend, wenn sie sich mit etwas befasst, was mit uns zu tun hat, finde ich. Viele Dissertationen sind sehr spezifisch. Ich meine, das sind Dissertationen immer, aber zum Beispiel eine Dissertation über die Pfarrerstochter in der südenglischen Bukolik des 17. Jahrhunderts, das ist schon ganz besonders spezifisch. Es scheint manchmal, als sollte man eine Nische wählen, wenn man in der Wissenschaft erfolgreich sein möchte.

Julia: Ist das nun typisch für die Geisteswissenschaften in Deutschland oder meinen Sie das allgemein? Sie leben ja jetzt in Belfast. Können Sie akute Unterschiede ausmachen zwischen der literaturwissenschaftlichen Schule in Belfast und der in Saarbrücken?

Schleich: Ja, auf jeden Fall. In Belfast ist das etwas ganz anderes. Ich muss dazu sagen, dass ich nicht mehr in der Komparatistik arbeite, sondern in der Filmwissenschaft. Wenn man hier Film studiert, lernt man wie man Filme macht, wie man Fördergelder generiert, wie man Filme distribuiert. Aber die Universität hier kostet auch Geld. In Deutschland ist das Studieren ja kostenlos, da ist das

Vorankommen möglicherweise nicht ganz so vorrangig. Hier bezahlt man pro Semester circa 6.000 Euro. Da sind die Studierenden schon sehr darauf erpicht, nach dem Studium in das Arbeitsleben zu kommen.

Julia: Würden Sie also sagen, das Studium in Belfast ist generell eher praxisorientiert? Gerade im Vergleich zu Saarbrücken?

Schleich: Auf jeden Fall. Das Studium in Belfast ist sehr pragmatisch gehalten. Texte über Filme und Interpretationen und dergleichen spielen hier eine geringere Rolle. Bei einem Kurs über Film und Musik beispielsweise bekamen die Studierenden Grundlagen vermittelt und mussten dann Film und Musik selber schneiden. Es ist alles schon sehr auf Praktikabilität ausgelegt.

Julia: Wenn Sie heute als Dozent auf Ihre Zeit als Doktorand zurückblicken, was würden Sie Masterstudierenden, die an einer Promotion interessiert sind, mit auf den Weg geben?

Schleich: Nun, die Dissertation war eine recht seltsame Zeit. Alle sagen, man solle sich voll auf die Dissertation konzentrieren. Trotzdem solle man aber auch ein paar Aufsätze schreiben und Vorträge halten. Dann sagen sie wieder, das sind zu viele Aufsätze und Vorträge, das wirke unglaubwürdig. Alles, was man in den Jahren der Dissertation macht, scheint falsch. Ich würde übrigens dazu raten, bei einer Promotion darauf zu achten, dass sie bezahlt ist. Bei mir hieß es damals, eine halbe Stelle wäre ein 6-er im Lotto. Das sehe ich rückblickend etwas anders. Sollte man wirklich promovieren wollen, sollte man sich an folgendes Gefühl gewöhnen: Immer, wenn man etwas mit FreundInnen unternimmt, ein Konzert besucht oder ähnliches, wird man eine Stimme im Kopf haben, die sagt: „Du solltest an deiner Dissertation arbeiten“ bis die Arbeit abgegeben ist. Und wenn sie abgegeben ist, wird die Stimme im Kopf sagen: „Du solltest deine Verteidigung vorbereiten“. Und wenn die Verteidigung gehalten ist und man habilitieren will, wird die Stimme im Kopf sagen: „Du solltest an einem Thema für die Habilitation arbeiten“.

Julia: Danke für Ihren Rat. Das klingt tatsächlich recht anstrengend. Ich weiß nicht, ob man sich dessen als Studierende/r immer so bewusst ist. Zudem habe ich von FreundInnen von mir, die promovieren, mitbekommen, dass man im wissenschaftlichen Betrieb eher nicht so schnell sesshaft wird. Können Sie diesen Eindruck bestätigen?

Schleich: Ja. Im wissenschaftlichen Betrieb wird man, wenn man so will, immer weitergeschickt. Man wird gewissermaßen immer wieder aus seinem Ökosystem herausgerissen. Man lässt alle Freunde zurück und kennt an dem neuen Ort erst einmal keinen. Das geht so lange, bis man eine feste Stelle hat, zum Beispiel als ProfessorIn. Man hat dabei sechs Jahre für die Dissertation und sechs Jahre für die Habilitation. Wenn man bis dahin nicht untergekommen ist, wird es schwierig. Spaß und Glück scheinen nicht im System vorgesehen. Ich klinge negativ, aber es ist auch etwas Wahres daran. Nun, meine Erinnerung an meine Zeit im Saarland ist jedenfalls positiv, das war eine schöne Zeit und ich war sehr glücklich an der Universität.

Julia: Und wie geht es jetzt bei Ihnen weiter?

Schleich: Mein Vertrag läuft Ende des Jahres aus. Dann mal sehen.

Julia: Haben Sie vor zu habilitieren?

Schleich: Nein, ich denke nicht, dass ich noch mal eine derart umfangreiche Forschungsarbeit schreiben möchte. Entweder, ich arbeite wieder an einer Universität oder ich mache eben etwas anderes, mal schauen. Ich möchte jedenfalls gerne in Belfast bleiben. Es gefällt mir hier und ich möchte nicht noch einmal alles hinter mir lassen.



(Bild: buechner-verlag.de)

Dr. Markus Schleich arbeitet heute als Research Fellow an der Queen's University in Belfast. Er war drei Jahre lang wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität des Saarlandes, wo er mit seinen innovativen Gedanken und seiner lockeren Art für frischen Wind sorgte und von einigen dort schmerzlich vermisst wird.